

Nr. 138. Bromberg, den 19. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

Kapitel X

Eine aufgelöste Verlobung

Als die Türe sich hinter Lord Nunneley geschlossen hatte und Deane allein mit seiner Braut geblieben war, fanden beide nicht sogleich die Worte. Lady Olive saß in der Ecke eines niedrigen Diwans, Deane stand am Kamin, die Hände auf dem Rücken, die Stirne leicht gerunzelt. „Ich nehme an, Olive," sagte er gedankenvoll, „du möchtest, daß ich dir genau erkläre, wie dieser Anspruch zustande kam?"

„Im Gegenteil," antwortete sie, „ich möchte nicht, daß du irgend etwas dergleichen tust."

Er sah erstaunt an. Sie war etwas errötet und ihre Augen blickten milder als sonst.

„Stirling," sagte sie, „komm und setz' dich neben mich."

Er folgte sogleich. Sie blickte ihn an. „Ich bin in Verlegenheit, Stirling", sagte sie. „Ich will dich etwas fragen. Du hast mit meinem Vater gefrühstückt?"

„Ja!" antwortete Deane. „In einem Klub."

„Ich weiß, daß ihm diese Sache sehr nahe geht", sagte sie. „Sage mir, ging der Vorschlag, daß unsere Verlobung aufgelöst werden soll, von ihm aus?"

„Gewiß!"

„Und du?" sagte sie. „Sage mir genau, was du empfindest, was es dir bedeutet? Ich will nicht, daß du mir mit Redensarten ausweichst, bitte", fuhr sie fort. „Sage es mir aufrichtig und ehrlich. War es dir eine Erlösung?"

„Sicher nicht", antwortete er verwundert.

„Bedenke es noch einmal," bat sie, „du antwortest sehr schnell. Ist es, weil du sehr, sehr sehr sicher bist, oder weil du es für erwiesen annimmst? Siehst du, Stirling, du bist einer dieser Männer," fuhr sie ernsthaft fort, „deren Veranlagung ihnen nicht gestattet, nach rückwärts zu blicken. Wir sind verlobt, ich war deine wohlüberlegte Wahl, und nachher war die Angelegenheit, was dich betraf, beendet. Die Möglichkeit, du könntest einen Fehler begangen haben, würde dir nie in den Sinn kommen. Sage mir, wenn du in diesem Augenblick nicht mit mir verlobt wärest, würdest du wieder um mich anhalten?"

Ihre Worte erschreckten ihn. Er hatte sie nie für so innerlich, so empfindlich gehalten. „Seit wann beschäftigen dich solche Gedanken, Olive?" fragte er ernst.

„Die ganze Zeit", antwortete sie. „Zuerst erschien mir alles gut, aber oben in Schottland und später dann habe ich mich oft gefragt, ob ich nicht etwas ganz außerhalb deines Lebens Stehendes bin — vielleicht eine notwendige und wünschenswerte Beigabe für deinen Haushalt und zunehmenden Wohlstand. Glaube nicht, daß ich mich beklage", fuhr sie fort, „aber in allen unseren kürzlichen gegenseitigen Mitteilungen war die persönliche Note nicht sehr stark betont, nicht wahr? Ich sehe auch genau, wie der Vorschlag meines Vaters dich berührt hat, du hast nicht das Gefühl, als ob die Sonne aufgehört hätte zu scheinen oder die Erde, sich zu drehen, weil eine Möglichkeit vorhanden ist, mich zu verlieren?"

Deane war nicht oft so unsicher seiner selbst gewesen. Einerseits wußte er, daß sie recht hatte. Und dennoch, ihre Auffassung dieser Dinge, der Ernst, mit dem sie ihn ansah, der Gedanke, daß er nahe daran war, sie zu verlieren, schien sein Interesse zu reizen — verursachte ihm das Gefühl, daß es kein Leichtes wäre, sie aufzugeben.

„Olive", sagte er, „ich wollte, ich könnte dir genau beschreiben, was ich empfinde. Wenn ich zurückhaltend war, glaube mir, so war es nicht aus Gleichgültigkeit. Andererseits ist etwas Wahres in dem, was du sagtest — daß ich die Dinge zu sicher betrachtet habe im Wissen, daß es keine andere Frau in meinem Leben gibt, daß du begehrenswert bist und daß ich dich wirklich liebhabe, so daß ich froh war, den Dingen ihren Lauf zu lassen."

„Ich denke, daß ich dich verstehe", sagte sie langsam. „Jetzt sage mir ehrlich, was du über die Bitte meines Vaters denkst."

„Ich denke, daß es vernünftig ist", antwortete Deane. „Es ist sogar vernünftiger, als dein Vater glaubt. Ich glaube, ich war während der letzten Jahre zu erfolgreich. Ich habe die Möglichkeit von Kummer unterschätzen gelernt."

„Ist dies also wirklich ernst?"

Er nickte. „Ich fürchte," sagte er, „daß ich zu waghalsig war. Ich hätte diesen Hefferom ein halbes Dutzend Male aus meinem Bureau herauswerfen sollen, bis er zur Vernunft gekommen wäre, und ihn dann mit tausend Pfund abspeisen. Aber siehst du, ich habe es nicht getan, weil ich Kompromisse immer gehaßt habe. Ich wußte, er ist ein Schuft und ich behandelte ihn so — er hat aber scheinbar das Recht auf seiner Seite."

„Dann hat mein Vater recht, nehme ich an," sagte sie seufzend.

„Ich glaube, ja", antwortete Deane.

Sie hielt ihm die Hand entgegen. „Gut, Stirling," sagte sie, „lassen wir es so. Unsere Verlobung ist aufgelöst und ich werde veranlassen, daß es auf die richtige Weise verlautbart wird. Aber ich will, daß du folgendes im Auge behältst: — daß, wenn du mich geliebt hättest, wenn ich irgendein Zeichen deiner Liebe bemerkt hätte, kein Wort meines Vaters oder was immer dir auch in der City oder sonstwo geschehen wäre, welche Schande immer oder auch ein Vermögensverlust, uns nichts hätte trennen können."

Er machte einen Schritt auf sie zu. „Olive", rief er aus.

„Nein!" sagte sie scharf und läutete.

Er wandte sich um und ging. In der Halle traf er Lord Nunneley. „Wir haben alles nach Ihren Wünschen geordnet, Sir," sagte er, „Ihre Tochter und ich."

Lord Nunneley sah ihn neugierig an. Deane sah aus wie ein Mann, der schwer getroffen war.

„Es tut mir leid, Deane. Ich hoffe, Sie fassen es nicht persönlich auf."

„Ich verstehe", sagte Deane kurz.

Kapitel XI

Bittere Worte

Vom Kampfplatz der Welt — vom Gerichtshof, heiß und gedrängt voll, wo die Atmosphäre mit Hader erfüllt ist — dem modernen Schlachtfeld, wo der Kampf über die Seelen der Menschen mindestens so dramatisch ist wie der Kampf auf den andern Kriegsgebieten, die von Blut gerötet sind, flüchtete Deane und befand sich nach einer Reise von wenigen Stunden in diesem seltsamsten aller Friedhöfe auf dem kahlen Hügelhang. Der Friedhof, von niedrigen grauen Steinmauern eingefaßt, schien kaum mehr als ein Dutzend Gräber zu enthalten. Deane begann mit Winifred an seiner Seite den langen Abstieg zum Meere. Das halbe Dutzend Menschen, das der Zeremonie aus Neugierde beigewohnt hatte, war bereits zerstreut. Deane war noch etwas gerührt. Das Mädchen an seiner Seite hatte noch immer die starre Maske, aber sie zeigte auch ehrliche Trauer in ihrem Blick.

Die Luft war von Sonnenschein erfüllt. Der Gesang der Lerchen und der Ruf der weißen Seemöwen ertönten über ihren Häuptern. Es war Ebbe. Die Bucht war trocken. Die Küste war mit einer Masse von wohlriechenden Meerkräutern bedeckt.

Deane, nach den sorgenvollen Tagen und der rasenden Fahrt in einem großen Auto von der Stadt, empfand die tiefe Ruhe bis ins Innerste seines Herzens. Die letzten Tage hatten ihn über vieles belehrt. Nie war er seiner Stellung in der großen Welt so überdrüssig gewesen, wie an diesem Nachmittage. Selbst diese kleine Zeremonie in dem windigen Friedhof, der Sarg, der in das Grab heruntergelassen wurde, das Nachwerfen der Schollen, die einfachen Worte, die der barhäuptige Pfarrer gesprochen — hatten auf ihn Eindruck gemacht. Schließlich, wie gering war der Unterschied zwischen Leben und Tod — Schmach und Größe. Sein eigener Ruf hatte in den letzten Tagen oft zwischen diesen beiden geschwankt. Was war selbst sein ganzer Reichtum, verglichen mit den uranfänglichen Wirklichkeiten des Lebens?

Seine Gedanken kehrten plötzlich zu dem Mädchen an seiner Seite zurück. Er sah sie mitleidig und auch voller Neugierde an. Sie hatte sein Kommen als etwas Selbstverständliches hingenommen. Diese ganze Zeit über war sie schweigsam gewesen, als ob ihr Schmerz so groß sei, daß jedes äußere Zeichen unzulänglich wäre. In ihrem ruhigen, graziösen Gang, ihrer Zurückhaltung, ihren Blicken war sie ihm ein unlösbares Rätsel. War es möglich, daß sie jetzt, da ihr Bruder von ihr gegangen war, sprechen würde? Jedenfalls, das Schweigen zwischen ihnen konnte nicht länger andauern, denn sie waren bereits am Ufer und hatten, in stillem Einverständnis, sich meerwärts gewendet, dem einsamen grauen Turm zu, der auf seiner sandigen Anhöhe stand.

„Sagen Sie mir, Miß Rowan," sprach er, „was haben Sie jetzt für Pläne?"

„Meine Pläne?" wiederholte sie, ohne den Kopf zu wenden.

„Ja!" fuhr er fort. „Ich weiß, daß der Tod Ihres Bruders für Sie ein harter Schlag ist, aber es war ein Ereignis, das eintreten mußte, und in vieler Beziehung war es besser, daß es so geschah. Sie hätten für ihn kein sanfteres Ende wünschen können, keinen friedlicheren Ruheort. Kann es für irgend jemand, der nur den leisesten Glauben an ein künftiges Leben hat, etwas Herrlicheres geben als hier zu ruhen, mit dem ewigen Gemurmel des Meeres im Ohr?"

Sie sah ihn an und der forschende Blick ihrer grauen Augen beunruhigte ihn. „Es ist nichts für Sie, so zu sprechen", sagte sie. „Sie sind noch jung und stark, und wenn das Schicksal sich eines Tages gegen Sie stellt, so ersetzt es Ihnen alles am darauffolgenden Tag; Sie sind selbstsüchtig, weil Sie nicht anders können. Sie können das Grauenhafte des Todes nicht einmal erfassen. Sie können es nicht erfassen, weil es anderen Leuten zustößt und nicht Ihnen!"

„Sie sind etwas ungerecht, Miß Rowan", antwortete Deane. „Sie müssen bedenken, daß Ihr Bruder dazu verurteilt war."

„Ja, aber warum?" rief sie aus. „Er war jünger als Sie. Er hatte nichts Schlechteres als Sie im Leben getan. Immer hatte er mit Fehlschlägen und Enttäuschungen zu kämpfen. Und das ist der Schluß — einem Arzte gegenüberzusitzen und von ihm zu hören, daß man einen Monat, drei Monate, eine beschränkte Zeit jedenfalls, zu leben hätte. Oh, es ist leicht, daran zu denken, wenn es andere Leute betrifft! Zu leben mit dem Gefühl im Herzen, das jeden Morgen statt der Freuden des Lebens nur diese tödliche Angst vor dem Ende bringt."

„Ihr Bruder war kein Feigling, Miß Rowan", sagte Deane.

„Sie meinen, weil er seine Qualen nicht zeigte!" rief sie aus. „Das will doch nicht sagen, daß er nicht litt! Oh! Ich habe ihn in der Nacht stöhnen gehört, wenn er galubte, allein zu sein — ich weiß es besser!"

Sie wandte sich um und sah nach dem kleinen steinernen Friedhof zurück.

„Er fühlte das Ende kommen, er fühlte Tag für Tag, wie ihn die Kräfte verließen — er, der nie gewußt hatte, was Leben heißt, der nie Tage des Reichtums, des Erfolges oder der Macht gekannt hatte. Dort liegt er nun — Gott weiß aus welchem Grunde, zu welchem Zweck!"

Deane ging einige Zeit schweigsam. Die Bitterkeit des Mädchens erschien ihm unvernünftig. Dennoch war ihm klar, daß zu gewissen Zeiten Vernunft ihre Gewalt verliert.

„Seine letzten Tage waren wenigstens so behaglich als möglich."

„Behaglich!" rief sie verächtlich aus. „Er lebte wie in der Hölle!"

„Sie beschuldigen doch nicht etwa mich?" fragte Deane ruhig.

Sie wandte sich zu ihm. Die Maske schien plötzlich gelüftet. Ihre Augen brannten, in ihrer Stimme zitterte Leidenschaft, sie schien gewachsen, glich einer grimmigen Verkörperung des Schicksals.

„Sie beschuldigen!" rief sie außer sich. „Ich hasse euch selbstzufriedene, erfolgreiche, phrasenmachende Männer, denen gelang, was ihm fehlschlug. Um was sind Sie besser als er? Er war tapfer, er arbeitete hart, er war ehrlich, mutig, er hatte alle Eigenschaften, die ein Mann haben soll. Sie hatten keinesfalls mehr davon, und Ihnen waren Reichtum, angenehme Tage, Ehre, eine lange, ruhige Zukunft beschieden. London — die ganze Welt ist voll von euch — die sich im Leben mit allen Mitteln durchsetzen und glauben, weiß Gott was für herrliche Geschöpfe sie sind, wenn sie ihre Taschen öffnen, um jenen Almosen zu geben, die tief unten sind, und die, wenn Gerechtigkeit auf Erden herrschte, an eurer Stelle sein sollten!"

„Das ist unvernünftig, was Sie da sagen!" erklärte Deane kaltblütig.

„Unvernünftig!" schrie sie. „Wo ist Vernunft im Leben, im Sterben, im Erfolg oder in Niederlagen? Können Sie mir die Gesetze sagen, mit denen das Leben regiert wird, können Sie sie irgendwo als Grundlage von Erfolg und Niederlage finden? Vernünftig! Ein Mann schwimmt an der Oberfläche und ein anderer ertrinkt. Ein Mann wird reich und ein anderer verhungert, und oft ist es der gescheite Mann, der verhungert, und der Dummkopf, der reich wird. Es gibt keine Erklärung für diese Dinge. Es gibt keine Erklärung für meinen Haß gegen Sie und alle jene, die sorglos gelebt haben und die es weiter tun, während er — dort liegt!"

Sie wandte sich nochmals um und deutete zum kleinen Friedhof. Endlich war Farbe in ihre Wangen gekommen, der Wind spielte mit ihrem Haar. Deane wunderte sich, wieso er sie nicht schon früher sehr schön gefunden hatte!

„Es tut mir leid, daß Sie so empfinden!" sagte er. „Ich tat alles, was ich konnte, für Ihren Bruder."

„Schweigen Sie!" unterbrach sie ihn ungestüm. „Sie taten, was Sie konnten: Um Ihre eigene Sicherheit zu schützen, sandten Sie ihn auf eine verwegene, unwürdige Mission — sich in das Vertrauen eines Trunkenboldes einzuschleichen um für Sie zu stehlen, um Ihnen zu dienen. Was lag Ihnen an den Folgen! Was lag Ihnen daran, solange Ihr eigener Ruf und Reichtum gerettet war! Er sollte auch einer jener sein, — mein armer Basil — einer jener, den die großen Räder zermalmen!"

„Es ist nicht gerecht," antwortete Deane, „so zu folgern. Ihr Bruder kannte die Gefahren und er nahm sie auf sich."

„Kannte die Gefahren", wiederholte sie. „Sie wollen damit sagen, daß, weil Sie oben waren, während er untendurch war, Sie ihn gebrauchen konnten. Er tat, was Sie ihm befahlen, der arme Teufel, aber wo er scheiterte, werde ich nachfolgen. Sie haben jetzt mit mir zu verhandeln, und ich werde jetzt Bedingungen stellen!"

Deane sah sie neugierig an. „Endlich also werden Sie zugeben, daß Sie dieses kleine Dokument besitzen?" sagte er.

„Endlich", sagte sie, „werde ich Ihnen sagen, daß ich es habe!"

„Und Ihren Preis nennen?" fragte er.

Sie gab einen sonderbaren Laut von sich, wie ein erzwungenes Lachen.

„Meinen Preis! Ja! das ist eine andere Angelegenheit!"

(Fortsetzung folgt.)

Novelle am Strande.

Von Hans Bethge.

Es war auf Westerland-Sylt, der letzte Tag vor meiner Abreise. Ich schritt noch einmal den Strand entlang und sah dem schaumgekrönten Wasser zu. Die Wellen der Brandung gingen gelb von aufgewühltem Sand. Die Sonne stand an einem wolkenlosen Himmel. Es war sinkender Nachmittag.

Ich schritt südwärts, der Halbinsel Hörnum zu. Die lustig beflaggten Sandburgen der Badegäste lagen schon hinter mir, es wurde immer menschenstiller. Nur ein paar Kinder mit nackten Füßen wateten noch vor mir durch das flache Wasser der heraufschießenden Wellen und zogen sich jubelnd zurück, wenn ein größerer Wogenschwall auf sie eindrang. Und dann einige klagende Möwen in der Luft und eine Schar pfeilgeschwinder Seeschwalben, die elegantesten Flieger, die man sich denken kann.

Meine Schritte knirschten auf bunten Muschelschalen, die das Meer ausgespien hatte. Hin und wieder bückte ich mich, um eine besonders schöne aufzunehmen und in die Tasche zu stecken oder irgendein Seegewächs zu betrachten, das zu meinen Füßen lag. An einer der ins Meer hinausgebauten Steinbollwerke, Buhnen genannt, suchte ich nach einem Seestern, konnte aber keinen entdecken. Als ich von dem Bollwerk auf den Strand zurücksprang, sah ich etwas am Fuße der Dünen liegen. Es war ohne Bewegung und schien ein Mensch zu sein, der dort der Ruhe pflegte. Langsam kam ich näher. Es war eine schlanke weibliche Gestalt, die auf einem grünen Tuch ausgestreckt lag. —

Nun stand ich vor ihr. Sie hatte den einen Arm unter das blauschwarze Haar gelegt und die Augen, die von auffallend dichten Wimpern beschattet waren, geschlossen.

Sie war schlank. Die Haut des Armes, den sie unter dem Kopfe hielt, und dessen Spitzenbekleidung bis zum Ellbogen hinaufgeglitten war, glänzte blütenweiß und hatte einen Ton wie Atlas. Ein paar lichtblaue Adern durchliefen ihn und erhöhten seine Bläße.

Sie trug eine dunkelblaue Robe, den Rock schmuck- und faltenlos, den Hals bis oben hinauf bedeckt. An ihren Füßen saßen weiße Schuhe, über ihnen bis zum Saum des Kleides schimmerten silberne Seidenstrümpfe.

Neben ihr lag ein großer roter Schlapphut. Die eine Hand ruhte, nach der Seite hin ausgestreckt, im Sande, mit den Knöcheln nach oben, während sich die Finger ein wenig in den Sand gegraben hatten.

Ich rührte mich nicht, ja, ich atmete kaum. Aber plötzlich, während sie sonst reglos blieb, taten sich ihre Augen auf. Sie richteten sich voll auf mich, sehr groß, ohne Verwunderung, schwarz und kühl. Sie paßten nicht in dieses Gesicht. Geschlossen, mit den langen Wimpern — wundervoll. Aber in dieser ruhigen, weltlichen Offenheit — nein. Es waren schöne Augen, aber sie waren leichtfertig, voll Überlegenheit, und es lag eine Welt von Erfahrungen darin.

„Nun?" fragte das Mädchen gedehnt, indem es seine Lage beibehielt. — Auch ihre Stimme war schön. Aber sie paßte zu den Augen. Als sie sprach, ließ sie durch die Finger der seitwärts gestreckten Hand langsam Sandkörnchen rinnen.

„Ich kam hier vorüber, sah Sie liegen und betrachtete Sie. Durfte ich das nicht?"

„Ich kann es Ihnen nicht verbieten."

„Ich gestehe offen: fände ich Sie noch einmal so — ich täte es wieder."

Nach einer kleinen Pause sagte sie mit verändertem Ton:

„Aber jetzt will ich Sie erst einmal begrüßen."

Sie reichte mir lächelnd die Hand, die eben noch mit dem Sand gespielt hatte. Ich bückte mich, nahm sie und führte sie an die Lippen. Dann nannte ich meinen Namen.

„Nun wollen Sie auch meinen Namen wissen — nicht wahr?" fragte sie. — Ich nickte.

Sie sah mich einen Augenblick lustig von der Seite an, dann legte sie beide Hände übereinander auf die Stelle der Brust, wo sich das Herz befindet, sah schmachtend zum Himmel und hauchte mit übertriebenem Pathos: „Martina!"

Ich hätte diese reizende Komik gar nicht bei ihr vermutet. Sie bestrickte mich damit. Und sonderbar, auch ihre Augen nahmen mich jetzt gefangen. Ich sah nichts mehr an ihnen von dem, was mich vorhin daran verstimmt hatte. Sie waren schön, hinreißend schön. Wie hatte ich nur erst so philisterhaft philosophieren können! Und dann der Mund, dieser zarte, weiche, üppige Mund.

„Ich will jetzt aufstehen", sagte sie, „wir wollen ein wenig gehen." — Und dann: „Helfen Sie mir!"

Ich gab ihr die Hände, und sie richtete sich auf. Sie war fast so groß wie ich. Ich legte ihr grünes Tuch zusammen, das noch von ihrem Körper warm war, und warf es über die Schultern. Dann reichte ich ihr den Hut, den sie mit einer langen Nadel im Haar befestigte.

„Dort hinunter", sagte sie, indem sie nach Süden zeigte, also dem Bade und den Menschen abgekehrt.

Ich bot ihr den Arm. Sie legte den ihrigen ohne Zögern hinein. Dann gingen wir, in einem sonderbaren Schweigen, unter dem sich unsere Empfindungen verbargen, wie die Glut unter der Asche. Wenn wir zuweilen einiges sprachen, galten unsere Worte den silbernen Möwen, die über uns sich tummelten und schrien. Wir lockten sie und streckten die Hände nach ihnen aus, indem wir mit den Fingern schnalzten. Es war ein übertriebenes Interesse, das wir an ihnen nahmen, und das bald ein Ende finden mußte. Ich war mir dessen auch wohlbewußt, und während ich noch daran dachte, spürte ich plötzlich mit zwiefacher Gefühlsstärke den fremden, warmen Arm in dem meinigen. Ich sah die törichten Möwen nicht mehr und fühlte ein feines Prickeln auf der Haut, an der Stelle, wo der Arm lag, dessen alabasterne Weiße mich so entzückt hatte. Es schoß mir verwirrend durch den Sinn, und ich begann diesen Arm zu drücken. Erst schien sie es nicht zu bemerken. Dann wurde sie ganz still.

„Sie tun mir weh", sagte sie endlich, und ich bemerkte, daß sie ein wenig fröstelte.

„Es wird kühl", entgegnete ich, „der Abend kommt. Soll ich Ihnen das Tuch umlegen?"

Sie nickte und benutzte die Gelegenheit, den Arm schnell aus dem meinigen fortzuziehen.

Ich faltete das Tuch, trat hinter sie und legte es ihr um die Schultern. Aber da ich es ihr umgetan hatte, ließen es meine Hände noch nicht los. Ich bog ihren Körper sanft hintenüber, so daß ihr Kopf mit dem vollen Haar an meiner Schulter zu liegen kam, und küßte sie.

Die Sonne ging unter, orangerot. Das Mädchen machte sich los, zog das Tuch fester um die Schultern und sagte, ohne mich anzusehen: „Kommen Sie, es ist unerträglich einsam hier. Ich sehne mich nach Menschen. Wir wollen gehen."

Sie eilte, nachdem sie meinen Arm abgewiesen hatte, nach Norden zu, mit Schritten, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte. — „Wir wollen doch langsamer gehen", warf ich einmal ein, „wir sind doch keine Verfolgten."

„Kommen Sie", flüsterte sie wieder, „ich muß unter Menschen. Ich komme um so."

Sie flog weiter. Ich, in der seltsamsten Stimmung hinter ihr, immer die weiche, elastische Gestalt vor Augen, das scharfe Profil und das schwarze, starke Haar, das sich im Wind bewegte.

Als der an Menschen noch immer reiche Strand von Westerland vor uns lag, wurden ihre Schritte langsamer. Da wir uns dann unter die ersten Leute mischten, machte sie halt.

„Ich bin wieder ruhig“, sagte sie, mehr für sich als für mich. Dann, lauter, indem sie mir die Hand unter dem grünen Tuch hervorgab (und wieder entzückte mich die Blässe des unvergleichlichen Armes): „Wir wollen uns trennen. Haben Sie Dank. Und denken Sie nicht mehr an mich — hören Sie?“

Sie blickte mich an, indem sie dies sagte.

Ich zog ihre Hand noch einmal an die Lippen. Auch den Arm küßte ich, unbekümmert um die anderen Menschen.

Dann hatte sie mir den Arm entzogen. Sie wandte sich und schritt eine der Treppen zu den Dünen hinauf, langsam, Stufe für Stufe, indem ihre Hand sich müde auf das Geländer stützte. Sie sah sich nicht um. Ich stand und blickte ihr nach, bis sie verschwunden war. Dann begab ich mich zu Bekannten.

An diesem Abend war ich der letzte, der den Strand verließ. Der Mond stand schon lange, fast gefüllt, hinter mir über der Heide, die Lichter in den Strandhallen waren ausgelöscht und keine menschliche Stimme mehr zu vernehmen. Ich saß immer noch auf meinem Schemel, sah auf die dunkelgrüne Flut und lauschte den geheimnisvollen Klängen des Wassers, das durch die Nacht ging, steigend und fallend, raunend und verklingend, unaufhaltsam. — — —

Ich verschob meine Abreise.

Am nächsten Tag, gegen Mittag, begab ich mich, während der Wind aus dem Pavillon der Kurkapelle abgerissene Klänge durch die Luft verwehte, zum Strand, in der Hoffnung, dem schönen Mädchen wieder zu begegnen.

Nach längerem Suchen sah ich sie, über ein Buch geneigt, in einem Strandkorb sitzen. Sie trug die Toilette von gestern, nur einen anderen Hut. Das grüne Tuch lag neben ihr. Ich näherte mich ihr, ohne daß sie es merkte.

„Guten Morgen“, sagte ich, als ich vor ihr stand.

Sie blickte überrascht auf, nachdem sie die rechte Hand auf die Stelle des Buches gelegt hatte, wo sie gerade las.

„Guten Morgen“, entgegnete sie. „Ah — Sie sind es? Ich habe es mir gedacht, daß Sie zu mir kommen würden. (Da lachte sie.) Aber ich frage Sie: Was wünschen Sie von mir? Können Sie sich mit gestern nicht begnügen? Und dann: Heute abend kommt mein Baron. Ich bitte Sie inständig, mich nicht mehr zu kennen. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden.“

Ich stand wie angedonnert. Da machte sie eine flinke, ungeduldige Handbewegung: „Bitte, gehen Sie.“

Es lag ein Klang in ihrer Stimme, der heraufkommenden Groll verkündete.

Nun war ich gefaßt und stieß, wie sie zuvor, ein stilles Lachen aus. Dann ging ich. Über mir machten zwei Möwen einen zänkischen Lärm. Die eine suchte der andern einen Brotbrocken abzujagen. Ich sah den Tieren, deren glänzend weißes Gefieder entzückend gegen den hellblauen Himmel abstach, eine Weile zu. Dann schritt ich weiter, hart am Wasser entlang, und ließ mir die Schuhe vom Schaum der zerfließenden Wellen netzen.

Am folgenden Tage reiste ich ab.

Die Ehe im Sprichwort.

Von Richard Zoozmann.

Von allen Gebieten des menschlichen Lebens ist die Ehe das im Sprichwort beliebteste. Hier findet die Volksweisheit den besten und oft treffendsten Ausdruck. Eine glückliche Ehe zu führen, ist ja auch der einzig vernünftige Daseinszweck. Und eine Ehe wird nur dann heiter sein, wenn man sie ernst nimmt. In diesem Falle knüpft nicht nur die Freude, sondern auch der Schmerz ein inniges Band. Das Sprichwort sagt: „Es geht nichts über eine wohlgeratene Ehe.“ Und da hierin schon eine gewisse Einschränkung liegt, warnt ein anderes Sprichwort: „Gezwungene Ehe bringt nur Wehe“, oder „Gezwungene Ehe — tut selten gut — bringt großes Wehe — und höllische Glut.“ Daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, ist eine sprichwörtliche Redensart, die oft die Frage auslöst: Wieso kommt dann aber, daß in so vielen Ehen der Himmel geschlossen wird? Selbst bei vorsichtiger Wahl ist ein Ehebund oft ein Wagnis: „Die Ehen werden im Himmel gemacht, auf Erden erfüllt und zu Ende gebracht.“ Da heißt es dann häufig: „Ehestand, Wehestand“ statt: „Ehestand, Ehrenstand“. Aber „Haben Eheleut **einen** Sinn, so wird Unglück selbst Gewinn.“ Spötter sagen freilich, daß die Ehe einer Mausefalle gleiche: Man will durchaus hinein, und wenn man drin ist, möchte man gern wieder heraus. In solchen Ehen freilich bietet das Eheleben nicht immer jene Sicherheit, die den Schiffen im Hafen verbürgt wird. „Die Ehe ist Himmel und Hölle“, sagt der Volksmund. Aber jeder der beiden Gatten hat es in der Hand, das eine oder das andere zu haben. Und wenn der Mann in der Ehe zu weibisch wird, muß eben die Frau ihren Mann stehen. Sonst heißt es: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. — In mancher Eh' gibt's beides nicht zugleich.“ — Ja, die „Ehe liegt oft im **schlechten** Willen“, statt im guten **schlichten** Willen. Wo aber ein Gemeinschaftswille die Ehe beherrscht, da heißt es: „Willst du in der Ehe Zank nicht haben — So wähl' eine Frau von gleichen Gaben“, denn: „In keiner Eh' mag Friede sein, — Regiert darin das Mein und Dein.“ Der Pessimist sagt dagegen: „Wer ohne Eh' ist, will erfrieren; wer drin ist will ersticken.“ Aber darum soll sich keiner vor der Ehe fürchten, denn diese Ängstlichen werden oft die besten Eheleute. Und wenn man sagt, daß man erst nach zwanzig Jahren beurteilen kann, ob eine Ehe glücklich ist, so bewahrh[illegible] sie diesen Ausspruch. Jedenfalls hat in der Ehe jeder viel zu lernen. Und wenn auch „Ehe und Liebe zu jeder Frist — Voll Honig und voll Galle ist“, so tut diese Mischung im allgemeinen gut, da tägliche Süßigkeit zuviel des Guten wäre. Wir wollen also als beste Sprichwörter folgende an den Schluß dieser kleinen Betrachtung stellen: „Wer entbehrt der Ehe — Lebt weder wohl noch wehe“, und: „Der Ehestand ist der heiligste Orden.“ — Ja, die Ehen werden wirklich im Himmel geschlossen, nur die Torheiten werden auf Erden gemacht. Denn hat die Ehe auch manche Leiden, die Ehelosigkeit bringt sicher keine wirklichen Freuden.



Bunte Chronik



* **Eine wunderbare Rettung.** Aus Südfrankreich wird über einen eigentümlichen Fall berichtet. Ein Baumeister aus Perpignan namens Caulles steuerte ein Lastauto, das mit Dynamit beladen war, die Straße von Montpellier nach Marseille entlang. Er wurde von einigen Passanten auf der Straße gesehen und erkannt. Kurz darauf bot sich den Vorüberfahrenden ein fürchterliches Bild. Das Lastauto lag im Straßengraben. Es war infolge einer heftigen Dynamitexplosion völlig zerstört. Von dem Baumeister Caulles fehlte aber jede Spur. Man hob den Wagen aus dem Graben in der Vermutung, daß die verkohlte Leiche des Baumeisters darunter zu finden sei. Jedoch waren keine menschlichen Überreste zu sehen. Die polizeilichen Ermittlungen führten zu keinem Ergebnis. Acht Tage gingen ins Land, ohne daß über das Schicksal des Baumeisters irgend etwas bekannt wurde. Groß war die allgemeine Verwunderung, als der Baumeister plötzlich wohlbehalten einem Schiff entstieg, das aus Algerien in den Hafen von Marseille einlief. Caulles begab sich zu dem Polizeipräsidenten von Marseille und erstattete ihm über seine merkwürdigen Erlebnisse Bericht. Während er mit seinem Lastwagen unterwegs war, sah er plötzlich Flammen aus dem Innern des Wagens emporschlagen. Im letzten Augenblick gelang es ihm, den Wagen zum Stehen zu bringen und abzuspringen. Als er in etwa fünfzig Meter Abstand von dem brennenden Wagen war, explodierte die Dynamitladung. Die Wagensplitter flogen in die Luft. Der Baumeister erlitt einen Nervenschock und konnte sich nur noch daran erinnern, daß er die Flucht ergriff. Er erwachte an Bord eines Dampfers, der sich der afrikanischen Küste näherte. Die Fahrgäste des Schiffes erzählten ihm später, daß er wie ein Wahnsinniger auf das Schiff sprang, als es sich bereits in Bewegung setzte, und dann zusammenbrach. Er wurde in die Kajüte getragen und dort gepflegt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg